

Impressum

1. Auflage

© 2016 by Wiesengrund Verlag

www.wiesengrund-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Text & Gestaltung: **Swetlana Neumann**

Lektorat: **Jörg F. Nowack**

Coverfotos: **Ma jolie Photographie**

Model: **Swetlana Neumann, Heiko Hesse**

Kostüm Gräfin: **CraSy[®] by Sylvie Rasch**

Illustrationen: **Dagmar Lüke**

Umschlaggestaltung: **Brandenburg Werbung GbR**

Druck und Bindung: **Druckhaus Köthen**

ISBN Print: **978-3-944879-28-4**

ISBN Ebook: **978-3-944879-33-8**

Auszug Blankenburger Kreisblatt aus dem Archiv Blankenburg

Swetlana Neumann

Kaiserkind

Teil 1 der
Kaiser-Trilogie

Roman

Prolog

1870

Heftiger Regen peitschte Irene ins Gesicht und vermischte sich mit ihren Tränen. Nur die geröteten Augen waren Zeugnis ihrer Verzweiflung. Das Unwetter verstärkte sich, Blitz und Donner erschütterten die Welt, als wollten sie Himmel und Erde auseinanderreißen.

Die Bäume um Irene schlangen bedrohlich hin und her, der Sturm schrie seine Wut zwischen den Ästen hindurch. Am liebsten hätte sich die junge Frau, die zur falschen Zeit am falschen Ort erschienen war, die Ohren zugehalten. Die Natur schien sich gegen sie zu wenden, anklagend mit Blitz und Donner auf sie zu zeigen, um laut kundzutun, dass sie Schuld an dem Unglück sei.

»Das habe ich nicht gewollt«, schluchzte sie, während sie in den Trümmern einer Kutsche stand und auf das tote Ehepaar schaute. Der Geruch von Blut und nassem Holz stieg ihr in die Nase, die Würze des Todes durchdrang ihre Sinne.

Der Graf und die Gräfin von Lindau lagen im Schlamm, zersplittertes Holz hatte sich in ihre Körper gebohrt. Es gab nicht den geringsten Zweifel, dass beide bei dem Unglück ums Leben gekommen waren.

Vier Personen sollten in der Kutsche sein, doch nur zwei von ihnen konnte Irene finden. Wo waren die beiden anderen? Waren sie aus der Kutsche geschleudert worden? Lagen sie schwer verletzt im Gras?

»Christine?!«, rief sie nach der Grafentochter. Doch mehr als das Heulen des Sturmes bekam sie nicht zur Antwort.

»Helena?!«, versuchte sie, nun das Dienstmädchen ausfindig zu machen.

Immer wieder rief sie nach den beiden Frauen, aber sie erhielt wieder keine Reaktion. Wahrscheinlich waren sie ebenfalls tot und lagen unter der Kutsche oder einem Baum. Aber Irene musste wenigsten versuchen, die Vermissten zu finden.

Sie suchte die Umgebung um den Unglücksort ab, ein Tal, das umgeben war von hohen, baumbewachsenen Hängen. Blitze erhellten die Szenerie. An der tiefsten Stelle des Tals lagen die Überreste der Kutsche und ein totes Pferd. Wo war das zweite Tier?

Kniehoch stand das Wasser bereits und immer mehr davon lief die hohe Böschung hinab. Mehrere Bäume waren umgestürzt und hatten zu Beginn des Unwetters der Kutsche den Weg versperrt. Einer der vom Blitz gefällten Bäume hatte das Gefährt getroffen und es samt seiner Insassen unter sich zermalmt.

Plötzlich hörte Irene ein Wiehern und wirbelte herum. Eines der Pferde hatte sich befreien können. Die junge Frau watete durch das Wasser und ging auf das Tier

zu. Immer wieder wollten Angst und Verzweiflung sie überwältigen. Der pure Überlebensinstinkt trieb sie voran, denn ein lebendes Pferd bedeutete eine Fluchtmöglichkeit aus diesem Todestal. Wild trommelte der Regen zu Boden, von den Hängen ringsum floss das Wasser immer weiter herab. Der Wasserspiegel stieg unaufhörlich. Bald würde Irene ertrinken, wenn sie das Tal nicht verlassen konnte.

Nervös rollte das Tier mit den Augen. Bei jedem Donnerschlag wieherte es laut auf.

»Hoh«, sagte die junge Frau. »Bleib ruhig.«

Langsam näherte sie sich dem Tier; es war der Schimmel, der sich hatte befreien können. Wieder ein Blitz, der Donner folgte ihm auf dem Fuß. Das Pferd wieherte laut auf und stieg auf die Hinterbeine. Die junge Frau nutzte ihre Chance, trat vor und bekam die Zügel zu fassen. Sacht holte sie das Pferd herunter und zog es dicht an sich heran.

»Du bist nicht allein«, sagte sie zu dem Tier und strich sanft über seine Nüstern. *Und ich auch nicht mehr*, führte sie den Satz im Stillen fort.

Das Pferd beruhigte sich. Irene führte es durch das mittlerweile hüfthohe Wasser. Sie musste aufpassen, wohin sie trat, denn auf dem Boden lagen Bäume, Steine und die Überreste der Kutsche. Irenes Kleid war durchnässt und klebte unangenehm an ihrem Körper. Ihre Schuhe hatte sie im Schlamm verloren.

Nach ein paar Minuten gab sie ihre Suche auf. Wenn die beiden vermissten Frauen hier lagen, waren sie längst ertrunken. Irene konnte nichts mehr für sie tun.

Sie stieg auf das Pferd und führte es durch die Mitte des Tals. Der Weg war nicht mehr zu sehen und sie betete in-

ständig, dass ihr Pferd nicht auf einem Stein ausrutschen möge. Plötzlich ging es bergan und bald waren sie aus dem Tal heraus. Irene zügelte das Pferd und drehte sich um. Blitze bahnten sich in schneller Abfolge verzweigte Wege aus den Wolken zum Boden. Es gab einen lauten Knall, als ein Blitz einschlug. Irenes Pferd wieherte auf und wollte erneut auf die Hinterbeine steigen, doch sie bekam es unter Kontrolle.

»Du hast recht, wir sollten von hier verschwinden«, sagte sie und trieb ihr Pferd weiter vorwärts.

Niemals hätte sie mit dieser Wendung ihres Lebens gerechnet. Sie wollte den Tod der Menschen nicht, die auf so grauenvolle Weise ums Leben gekommen waren. Menschen, die sie vor vielen Jahren gerettet und bei sich aufgenommen hatten. Was sollte Irene jetzt nur tun?

Fliehen, war ihr einziger Gedanken. Fliehen und dann in Ruhe überlegen. Sie musste weg, weit weg, um gleichzeitig Deutschland und ihre Vergangenheit hinter sich lassen.

Während der Regen den Talkessel weiter flutete und die grauenhafte Szenerie bald unter einer unschuldig wirkenden Wasseroberfläche verbarg, spann das Schicksal seine Fäden neu und sorgte dafür, dass Irene ihm nicht würde entkommen können.

Im Nebel von London

1874

*Sie ist in London und läuft im Nebel geradewegs
ihrem Glück entgegen: mir. Ich muss sie
aufsuchen, den ersten Kontakt zu ihr knüpfen.
Eine Frau, schön und gefährlich zugleich, reizt mich na-
türlich. Sie weiß nicht, dass ich ihr schon in
New York gefolgt bin. Der Zufall brachte uns
zusammen – oder war es das Schicksal? Ich spüre, dass
mich mehr mit dieser Frau verbindet, als sich
jetzt erahnen lässt. Ist es gut für mich, dass ich ihre
Nähe suche? Selten hat mich eine Frau so sehr in ihren
Bann gezogen, wie sie, nur mit einem Augenaufschlag.
Ich weiß, wer sie ist, nun soll sie mich kennenlernen.*

Der Nebel verschluckt nicht nur Menschen und Häuser, sondern auch Geräusche«, stellte Christine von Lindau fest und seufzte. Sie sah sich um, aber mehr als eine weiße Wand mit schemenhaften Konturen konnte sie nicht erkennen.

»Hast du etwa einen sonnigen Tag erwartet, meine liebe Gräfin?«, fragte Yuki Hagenmeyer belustigt. Die Japanerin lächelte ihre Freundin an. Sie war einen ganzen Kopf kleiner als die Gräfin, was ihrem Selbstbewusstsein aber nicht schadete. Auf den Betrachter mochte Yuki zierlich wirken, wie die meisten Japanerinnen. Aber sie war eine gefährliche Frau und wusste sich mit Armen und Beinen vortrefflich zu verteidigen. Sie nutzte den Vorteil gnadenlos aus, dass man sie gern unterschätzte, und so hatte sie stets das Überraschungsmoment auf ihrer Seite. Ihren wachen Augen entging nicht die geringste Kleinigkeit.

»Wir sind in London. Hier gehört der Nebel genauso dazu, wie die Themse. Und wenn es nicht neblig ist, regnet es. Also sei lieber froh über das jetzige Wetter.«

Dem musste Christine zustimmen. Dennoch gefiel es ihr nicht, dass sie ihre Umgebung nicht im Auge behalten konnte. Sie nahm Geräusche wahr, die von überall herkommen schienen.

»So wird das nichts«, erklärte Yuki, als sie weiter umherirrten.

Der Londoner Nebel waberte weiter die Themse hinauf, ins Land hinein. So schnell würde er sich nicht verflüchtigen und das Gepäck behinderte die Frauen außerdem. Yuki stellte ihren Koffer auf dem Boden ab, Christine folgte ihrem Beispiel.

Die Überfahrt von New York war eine unangenehme gewesen, ebenso der Weg von Southampton nach London. Christine war froh, als sie das Festland wieder unter ihren Füßen spüren konnte. Sie wünschte sich nichts sehnlicher als ein weiches Bett in einem sauberen Haus. An Bord hatte man ihnen ein gutes Hotel in Kensington empfohlen. Aber wie sollten sie dorthin kommen? Weit und breit war keine Kutsche zu entdecken.

»Warte hier«, sagte Yuki, »ich sehe mich um.« Die zierliche Japanerin war in der Brüche verschwunden, noch bevor Christine einen Einwand vorbringen konnte. Sie wollte nicht gern allein bleiben, aber nur auf diese Weise würde ihre Freundin eine Kutsche auftreiben können.

Undurchdringlich waberte diese zähe Masse über die Themse, kleine Wassertröpfchen ließen sich auf Christines Kleidung und ihrem Koffer nieder. Es kam ihr so vor, als ob sich die Wolken zu Boden gesenkt hatten und den Regen langsam durch die Luft gleiten ließen. Die Einsamkeit ging immer mit dem Nebel einher. Er trennte Menschen voneinander, ließ die Geräusche dumpf und leise werden. Das Zeitgefühl geriet durcheinander, denn Christine vermochte nicht, die Tageszeit am Stand der Sonne abzulesen.

Als sie sich eben auf ihren Koffer setzen wollte, vernahm sie ein patschendes Geräusch. Es klang, als wenn jemand mit nackten Füßen über nasses Pflaster laufen würde. Christine drehte sich im Kreis, konnte aber nicht herausfinden, woher dieses Geräusch kam. Der erdrückende Nebel verwirrte ihre Sinne.

Plötzlich patschte es direkt hinter ihr entlang. Sie schreckte herum und riss die Augen weit auf, um im Nebel etwas erkennen zu können. Sie hörte einen har-

ten Schlag, jemand stürzte und fluchte. Wer auch immer durch den Nebel geeilt war, Yukis großer Koffer hatte ihn gebremst.

»Verdammt!«, hörte Christine eine männliche Stimme.

Sie griff ihren Gehstock fester, den sie als Waffe zu benutzen verstand. Rasch war sie heran und stutzte. Auf Yukis Koffer lag ein nackter Mann.

»Hallo?«, sprach Christine ihn an, »alles in Ordnung?« Erschrocken drehte er sich um.

»Ist das Ihr Koffer? Entschuldigen Sie bitte«, entgegnete der am Boden Liegende. Er drückte sich hoch, was ihm sichtlich schwerfiel. Offensichtlich war der Sturz nicht ganz ohne Folgen geblieben. Christine sah ein lädiertes Knie und weitere kleine Abschürfungen an seinem Bein. Aber vor allem fiel ihr eines ins Auge: Er trug tatsächlich nur ein Adamskostüm!

Christine drehte sich aber nicht etwa pikiert um, sondern musterte den Engländer ungeniert von oben bis unten. Er war etwa so hoch gewachsen, wie sie, schlank und hatte einen athletischen Körper. Ganz offenbar achtete er auf sich und das gefiel Christine. Wenn alle Männer in England so aussehen würden, könnte sie sich einen längeren Aufenthalt hier sehr gut vorstellen.

Der Engländer spürte ihren Blick auf sich ruhen, doch das schien ihm nichts auszumachen. Er stand mit einer Selbstverständlichkeit vor Christine, als wäre er nicht nackt, sondern würde einen Anzug aus feinstem Stoff tragen. Kein Ausdruck von Scham lag auf seinem Gesicht. Ganz im Gegenteil schien die Situation ihn zu belustigen, denn ein spöttischer Zug umspielte seine Mundwinkel.

Erst als ihre Augen etwas länger auf einer Stelle unterhalb seines Bauchnabels verweilten, wurde er sich seiner Nacktheit bewusst. Schnell bedeckte er seine Blöße mit den Händen.

»Oh, bitte verzeihen Sie meinen Aufzug«, bat er sie und suchte mit den Augen den Boden ab.

Christine folgte seinem Blick und fand schneller, wonach er suchte. Sie bückte sich und hob einen schwarzen Bowler auf, den sie ihm reichte.

»Ich danke Ihnen«, sagte er und konnte seine Blöße nun mit dem Hut abdecken. »Gern würde ich mich erklären, aber ...«

Christine vernahm schwere Schritte, die rasch näherkamen. Würde jetzt der nächste nackte Mann daherkommen? Bisher hatte sie ein ganz anderes Bild von den Engländern gehabt.

»Wenn ich mich empfehlen dürfte, die Dame?«, sagte der nackte Unbekannte und wandte sich um.

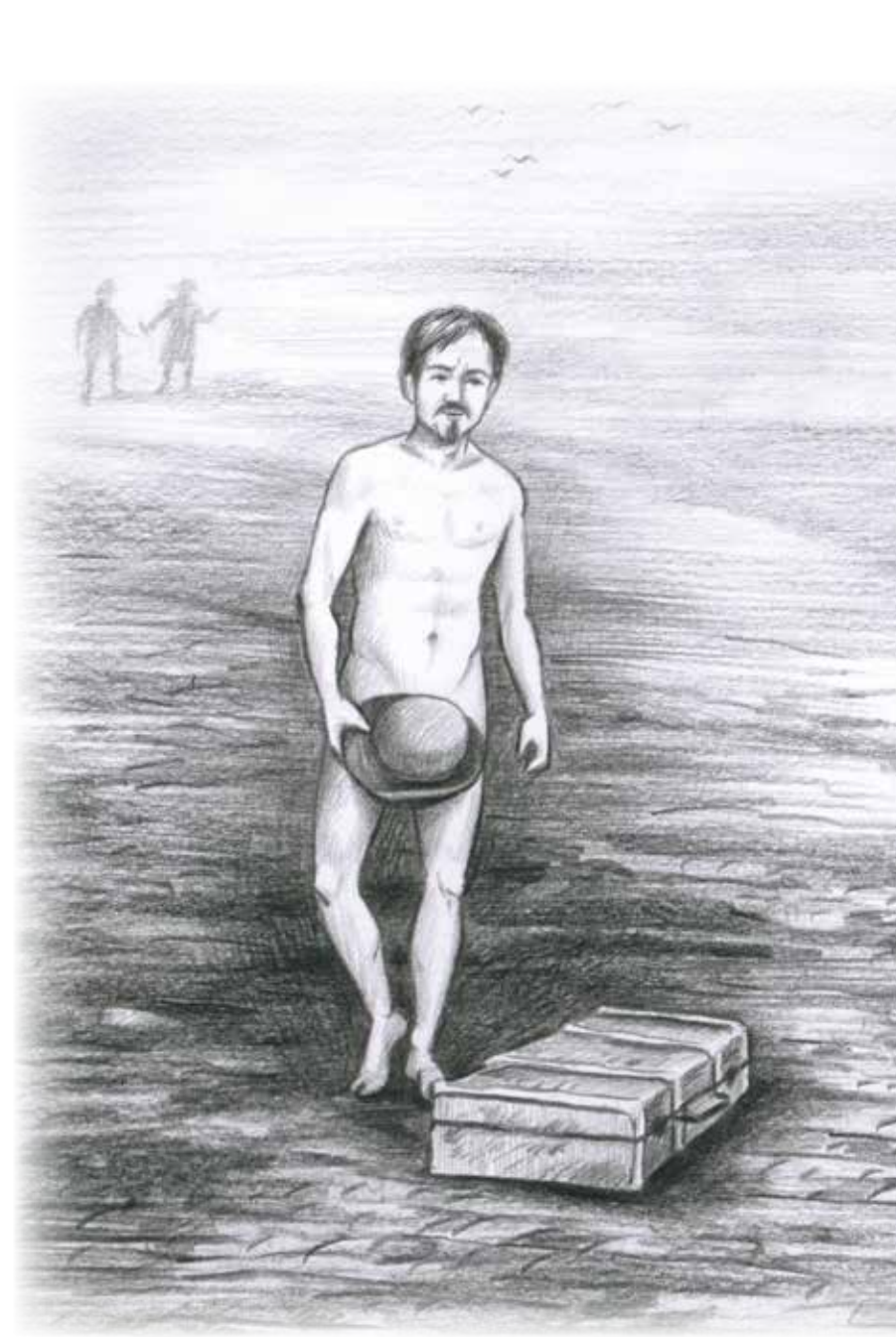
»Vorsicht!«, rief Christine, doch es war zu spät. Erneut stürzte er über den Koffer und schlug lang hin. Die Gräfin konnte nicht umhin, ein leises Lachen von sich zu geben.

Plötzlich tauchten zwei dunkle Gestalten aus dem Nebel auf.

»Da ist er!«, rief eine Männerstimme im gebrochenen Englisch und deutete auf den Nackten. »Bleib sofort stehen!«

Sie kamen schnell näher und waren bald klar zu erkennen.

»Wir sind noch nicht fertig mit dir, Swolatsch«, sprach einer von ihnen den Nackten an. Schon ihr russischer





Akzent hatte die Herkunft der Männer verraten, da hätte es gar nicht des russischen Schimpfwortes bedurft.

»Ihr wollt doch nicht etwa einen Wehrlosen angreifen?«, fragte der Angesprochene und hob die Hände.

»Außerdem ist eine Lady anwesend.« Dass er nun wieder vollkommen nackt vor einer Frau stand, schien ihm in dieser Situation völlig gleichgültig.

»Wehrlos? Du? Dass ich nicht lache!«, erwiderte einer der Russen.

Der andere kam nah an Christine heran. Sein dicht behaartes Gesicht, die tief liegenden Augen und der starre Blick machten ihr Angst. Doch sie rührte sich nicht vom Fleck und verzog keine Miene.

»Das hier ist nichts für eine Lady. Gehen Sie!« Christine ließ sich nicht beeindrucken.

»Der Mann ist wehrlos, lassen Sie ihn in Ruhe!«, verlangte sie energisch.

Der Nackte nahm seine Hände herunter und bedeckte seine Blöße wieder mit dem Bowler.

»Lasst die Dame aus dem Spiel!«

Das taten die Russen auch. Sie wandten sich dem Engländer zu, der langsam rückwärts lief. Eben wollte einer der Russen den Nackten packen, als Christine mit ihrem Stock dazwischen ging. Sie hatte sich schon in New York manches Mal mit dem festen Holz gut geschlagen. Das traf den Russen unvermutet auf die Finger. Er jaulte auf, zog die Finger zurück und hielt sie schützend an seinen Körper. Doch sein Schmerz dauerte nur kurz, dann verfinsterte sich sein Gesicht vor Zorn.

»Los, Grigori, machen wir beide fertig und dann nichts wie weg«, forderte er seinen Freund auf. Doch der rea-

gierte nicht. »He, Grigori, was ist?« Ratlos blickte er sich um. Er benötigte zwei, drei Augenblicke, bis er seinen Partner sah, der am Boden lag. »Was ...?«, weiter kam er nicht.

»Sie erlauben?«, fragte der Engländer Christine, griff nach ihrem Stock und zog ihn dem Russen über den Schädel.

Wie ein gefällter Baum schlug er neben seinen Kameraden hin. Verwundert wandte sich Christine um und wollte eben protestieren, als ihr der Unbekannte galant den Stock reichte und wiederum den Bowler vor seine pikante Stelle hielt.

»Vielen Dank für die unerwartete Hilfe«, sagte er in den Nebel hinein.

Christine sah verwundert in dieselbe Richtung. Dort war eine schlanke, zierliche Silhouette zu sehen. Unvermittelt trat Yuki aus dem Nebel hervor.

»War ein harter Brocken«, musste sie zugeben. Erstaunt sah Christine sie an.

»Du warst das?« Yuki schaute empört auf.

»Wieso sollte ich mit dem nicht fertig werden? Ich hätte den zweiten Kerl auch noch zur Strecke gebracht, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre«, sagte sie und deutete auf den nackten Mann.

»Ich habe dich aber gar nicht gesehen«, wunderte sich Christine.

»Ich war mit dem Nebel verschmolzen.«

»Aha, ich denke, du verschmilzt mit den Schatten.«

»Ja, das auch. Aber hier ...«

»Entschuldigung«, unterbrach der Engländer die beiden Frauen und hob seine rechte Hand.

Als er Yukis weit aufgerissene Augen sah, bemerkte er, dass er die falsche Hand benutzt hatte. Schnell kam der Bowler wieder an die ungeschützte Stelle zurück.

»Langsam wird es mir in diesem Aufzug doch ein wenig frisch.«

Er ging zu dem Russen, den Yuki zu Boden gestreckt hatte, und griff nach dessen Seesack.

»Was machen Sie da?«, fragte Christine erbost und deutete mit ihrem Stock drohend auf den Engländer.

Der fuhr mit einer Hand in den Seesack, zog sie mit einem Ruck wieder heraus und hielt eine Hose in die Höhe.

»Ich hole mir nur meine Kleidung zurück, wenn Sie gestatten.«

Yuki und Christine sahen sich an und schüttelten die Köpfe. Tatsächlich holte der Unbekannte nach und nach ein komplettes Gewand aus dem Seesack hervor. Zur Hose kamen ein Hemd, eine Weste, ein weinrotes Tuch, ein halblanger Gehrock, zwei schwarze Strümpfe, ein Paar dunkle Schuhe und ein fein gearbeiteter Stock. Im Handumdrehen hatte er sich bekleidet, trat erneut vor die Damen, lüftete den Bowler und dankte ihnen für die Hilfe. Eben wollte er sich zum Gehen wenden, da hielt ihn Christine fest.

»Darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe?«

Er überlegte einen Augenblick zu lange, bevor er sprach: »Henry. Nennen Sie mich einfach Henry, wenn es Ihnen beliebt.«

»Mir beliebt es aber nicht«, entgegnete Christine. Yuki musste grinsen.

»Ja, ja, wie Henry Peacock, der Gemüsehändler aus der Fifth Avenue, dieser schräge Vogel.« Der Unbekannte lachte.

»Meinetwegen auch so, klingt nett. Nun muss ich aber los, bevor die Burschen wieder zu sich kommen. Sie sollten ebenfalls von hier verschwinden, mit diesen Russen ist nämlich nicht zu spaßen. Die sind furchtbar nachtragend.«

Christine war neugierig geworden.

»Ich wüsste zu gern, warum ein Mann wie Sie splitterfarnackt durch London läuft. Ist das hier etwa Tradition?« Sie zog ihre Augenbrauen fragend zusammen. »Sagen Sie, kennen wir uns nicht? Vielleicht aus Amerika?«

Yuki sah ihre Freundin erschrocken an. *Sie kennt ihn? Ich wüsste es, wenn sich ihr ein solcher Mann genähert hätte. Nein, sie muss sich täuschen.* Er lächelte.

»Das wüsste ich, werte Gräfin von Lindau. Wir reden später, nicht jetzt. Guten Tag und nochmals herzlichen Dank.« Im nächsten Moment war er in der Brühe verschwunden.

Christine und Yuki waren wie vom Donner gerührt.

»Wie?«, fragte Christine.

»Wer war das?«, fragte Yuki. »Und woher kennt er diesen Namen, Irene?«

Das Scharren schwerer Schuhe schreckte sie auf.

»Wir sollten es ihm gleich tun. Schnell!«, forderte Yuki ihre Freundin auf, ergriff ihre Hand und zog sie hinter einen Mauervorsprung.

»Aber unsere Koffer«, erwiderte Christine und wollte nach dem Gepäckstück greifen.

»Später«, ermahnte sie Yuki.

Kaum waren sie in Deckung, als sich die beiden Kerle erhoben. Was sie sprachen, verstanden die Frauen nicht, begriffen aber soviel, dass ihnen die Schläge ordentlich zugesetzt hatten. Fluchend zogen sie ab, ihre schlurfenden Schritte entfernten sich.

Yuki schlich aus ihrer Deckung hervor und verschwand im Nebel. Wenig später war das Klappern von Hufen zu hören, schließlich kam eine Kutsche in Sicht und mit ihr die Japanerin.

»Komm«, forderte Yuki, nahm die Koffer und verstaute sie in der Kutsche. Wenig später folgte Christine.

Ihr Ziel war das Hotel in Kensington. Während der Fahrt durch London beobachtete Christine die Menschen auf den Straßen. Ob dort irgendwo Henry Peacock umherlief? Sie drehte ihren Stock in der Hand. Seinen Knauf zierte eine aus Holz gefertigte schwarze Rose. Gedankenverloren fuhr sie mit dem Zeigefinger an den Blütenrändern entlang. Der Engländer hatte ihren Stock genauso gut gehandhabt, wie sie es immer tat. Wer war er wirklich? Woher kannte er sie?

Noch lange unterhielten sich Christine und Yuki darüber, doch alle ihre Gedanken liefen ins Leere. Mehr noch: Dieser Fremde hatte Christine berührt. Wie er da nackt vor ihr gestanden hatte, war er ihr so nah, so vertraut vorgekommen. Da war eine Intimität gewesen, die Christine bislang nicht kannte. Und je länger sie darüber nachdachte, desto größer wurde ihr Wunsch, sich in seine Arme zu legen. Doch das verschwieg sie Yuki.

»Das war knapp gewesen«, musste sich Henry eingestehen und beobachtete aus seiner Deckung, wie die beiden Frauen die Kutsche bestiegen. Er hatte den Kutscher zu

ihnen geschickt, sonst wären die Damen wohl noch lange umhergeirrt.

Einen solchen Auftritt seinerseits hatte er nicht geplant. Er wollte eigentlich am nächsten Tag auf weniger spektakuläre Weise auf sich aufmerksam machen. Dummerweise mussten ihn die Russen mit der Tochter der Romanow-Familie in flagranti erwischen. In seiner Position konnte er sich keinen Ärger erlauben und so musste er fliehen. Auf dieser Flucht war er geradewegs in Christines Arme gelaufen.

Henry lachte laut auf. Eigentlich war dieses erste Treffen sogar besser gewesen als das geplante. Ein Mensch in einer Notsituation zeigt immer sein wahres Gesicht. Nun wusste er, dass sich eine Reise nach Deutschland für ihn lohnen würde, wenn Christine zurückkehren sollte. Und dort würde er sie wieder aufsuchen, dann allerdings gut gekleidet.

Eine Nachricht

1877

Was wollen wir in der Provinz? Ich denke nicht, dass Frau Gräfin dort in Sicherheit ist. Sie werden sie finden, wie schon hier in Potsdam. Es ist ein Fehler. Aber wer bin ich, über die Entscheidungen meiner Dienstherrin zu richten? Ich war immer in den Diensten der Familie von Hohenwald gewesen, habe die Gräfin schon als Kind gekannt. Doch diese vermaledeite Nacht ... die Schatten sind mir nicht geheuer, der Wind zu eisig für die Jahreszeit. Der Tod folgt uns. Heute wird etwas passieren, ich spüre es in meinen Knochen. Wir sollten nicht hier sein. Nein, wir sollten nach Hohenwald zurückkehren. Und ich sollte diese Kutsche nicht nach Wiesenburg lenken. Aber ich bin ja nur der Kutscher.

Drei Jahre später hatte es sich Christine von Lindau im Kavaliershaus von Schloss Caputh bei Potsdam bequem gemacht. Sie verfolgte Ambitionen zum Hofe Berlins und wollte in die erlauchte Hofgesellschaft der Hohenzollern aufgenommen werden. Dazu musste sie einen entsprechenden Wohnsitz vorweisen können und immer präsent sein. Es war ein harter Kampf, als alleinstehende Frau anerkannt zu werden, und Christine hatte schon einige Rückschläge einstecken müssen. Aber sie stand immer wieder auf und verfolgte ihre Ziele hartnäckig.

Während sie in einer kalten Octobernacht wohlig in ihrem warmen Bett schlief, musste eine andere Frau um ihr Leben und das ihrer Tochter fürchten.

»Lauf, Brauner!«, befahl der Kutscher grob und ließ die Zügel knallen. Er führte die Kutsche mit den großen Rädern durch die menschenleeren nächtlichen Straßen von Potsdam. Der Kutscher hatte die Anweisung bekommen, die Stadt so schnell wie möglich hinter sich zu lassen. Laut schallten die Hufe der Pferde in den Gassen wider, denn Potsdam schlief bereits. Jedes noch so leise Geräusch wurde von den leeren Straßen aufgenommen und überlaut wiedergegeben.

Charlotte Gräfin von Hohenwald musste sich festhalten, wenn ihr Gefährt in hohem Tempo um eine Kurve bog. Nur hin und wieder sah sie aus dem Fenster, um etwaige Verfolger zu erkennen. Aber da war niemand. Sie war allein mit dem Kutscher und ihrer zweijährigen Tochter. Das kleine Mädchen hatte seinen Kopf auf den Schoß der Mutter gebettet und schlief trotz des Lärms in der Kutsche. Zärtlich strich die Mutter über das Gesicht des Mädchens, dann über sein hellbraunes Haar und lächelte

sanft. Sie wusste, wie gefährlich dieses Kind für gewisse einflussreiche Menschen werden konnte. Darum war sie sofort aufgebrochen, als sie die Nachricht eines Unbekannten erhalten hatte.

Eine Stunde zuvor ...

Es war bereits weit nach Mitternacht, als sie in ihrem Schlafzimmer in Potsdam einen Besucher bemerkte. Allein das Gefühl, beobachtet zu werden, hatte sie geweckt. Sie schreckte hoch und starrte mit weit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit. Der Mond schien hell in ihr Schlafzimmer und zeichnete harte Schatten auf Boden und Wände.

Da, eine Bewegung! Charlotte wirbelte herum, griff nach dem Dolch unter ihrem Kopfkissen und stellte sich schützend vor das Kinderbett, gleich neben ihrem Schlafplatz. Ihr Blick blieb an der offenen Balkontür hängen, wo sie den Schatten gesehen hatte. Sanft wehten die Vorhänge im kühlen Herbstwind. Es roch nach Erde und nassen Blättern. Aber Charlotte war nicht kalt. Ihr Herz schlug bis hinauf zum Hals, Angstschweiß perlte an ihrem Gesicht herab.

»Wer ist da?«, wagte sie, zu fragen. Innerlich fluchte sie, weil ihre Stimme genauso heftig zitterte, wie ihre Hand mit der kleinen Waffe.

Niemand antwortete ihr. *Bin ich wieder allein? Was soll ich jetzt tun? Warum ist es so laut hier?* Jedes Geräusch im Zimmer nahm sie überdeutlich wahr. Das Knacken der Dielen, die Vorhänge, die leise über den Boden schleiften, ihre Tochter, die sich unruhig bewegte und atmete. Das alles waren Geräusche, die hierher gehörten.

Eine Weile stand sie in angespannter Haltung vor dem Kinderbett, bis sie sicher war, allein im Zimmer zu sein.

Dann entzündete sie den Docht der Petroleumlampe, um endlich jeden Winkel in ihrem Zimmer genau in Augenschein nehmen zu können. Das orangefarbene Licht der Lampe erhellte den Raum. Doch da war nichts! Hatte sie sich den Schatten etwa nur eingebildet?

Als sie die Balkontür schließen wollte, fiel ihr Blick auf ihren Nachttisch. Dort lag ein Zettel, der noch nicht da gewesen war, als sie zu Bett ging. Erstarrt blieb sie stehen und sah sich um. Aber da war niemand. Sie schloss die Balkontür, nahm die Nachricht von ihrem Nachttisch und strich über den Brief. In fein geschwungener Schrift konnte sie ihren Namen lesen. Sie kannte diese Handschrift nicht.

Wer würde nachts bei ihr einbrechen, um ihr eine Nachricht zukommen zu lassen? Wer wusste überhaupt, dass sie sich hier aufhielt? Unter falschem Namen war sie bei einer befreundeten Familie untergekommen und hatte geglaubt, hier mit ihrer Tochter vorläufig sicher zu sein. Dass sie so manchem Adeligen ein Dorn im Auge war, war Charlotte durchaus bewusst. Aber würde man tatsächlich einen Anschlag auf sie verüben? Der eine oder andere Hinweis diesbezüglich war an sie weitergegeben worden, aber sie hatte die Warnungen bisher nicht ernst genommen.

Nun aber war jemand in ihr Zimmer eingedrungen! Erschrocken sah sie zu ihrem Kind. Luise schlief in ihrem Bettchen und bekam nichts von der drohenden Gefahr mit. Schnell öffnete Charlotte den Brief. Dort standen nur wenige Worte, aber die erschütterten sie bis ins Mark und ließen ihre Befürchtungen zur Wahrheit werden.

*»Die Verfolger sind Ihnen auf der Spur.
Fliehen Sie sofort!
Ein Freund der Familie.«*

Nur das Nötigste hatte sie eingepackt und ein einfaches Kleid aus Leinen angezogen. Ein Umhang aus dicker Wolle sollte sie vor dem kalten Herbstwind schützen.

Luise hatte sie eine Hose und ein Hemd angezogen. Das hellbraune Haar hatte Charlotte unter einer Mütze versteckt, sodass ihre Tochter auf den ersten Blick wie ein kleiner Junge aussah. Immerhin würden ihre Verfolger nach einer Frau mit einem Mädchen suchen. Vielleicht hatte sie so eine bessere Chance.

Sie öffnete die Schublade ihrer Kommode und nahm das Terzerol heraus, eine Vorderladerpistole. Charlotte war nicht geübt im Umgang mit dieser Waffe, aber nur mit dem Dolch wollte sie nicht das Haus verlassen. Das Terzerol war bereits geladen und die Gräfin packte diese Damenpistole in ihren Beutel.

Kurze Zeit später saß Charlotte in ihrer Kutsche, mit der Nachricht des Unbekannten in der Hand. Ihre Gedanken ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Wer war dieser Freund? Warum half er ihr und ihrer Tochter?

Charlotte wusste nicht, wie ihr Leben weitergehen sollte. Sie musste Schutz suchen und ihr fiel nur eine Frau ein, der sie völlig vertrauen konnte. Ihr Weg führte sie Richtung Wiesenburg, wo Gräfin Elisabeth von Fürstenstein lebte. Bei ihr würden sie Unterschlupf finden, denn sie war eine Freundin Charlottes. Dieses Adelshaus verkehrte nicht in den hohen Kreisen der erlauchten Gesellschaft des Kaisers. Das Schloss Wiesenburg lag im gleichnamigen Dorf, weit weg von politischen Intrigen

und gefährlichen Machenschaften. Charlotte hatte sich auf solche Intrigen eingelassen und dabei unterschätzt, dass sie nicht nur mit ihrem eigenen Leben spielen würde. Und das alles nur wegen der Liebe!

Sie hatte sich unsterblich in einen Mann verliebt, den sie nicht lieben durfte. Doch ihre Gefühle wurden erwidert. Ein Jahr später war ein Kind zur Welt gekommen und damit war der Untergang des Adelsgeschlechtes Hohenwald besiegelt.

Charlotte drückte Luise an sich. Mit der anderen Hand hielt sie ihr Medaillon fest umgriffen, das sie an einer Kette um den Hals trug. Sie spürte eine Gravur in Form eines Wappens auf der Rückseite des Anhängers. Es war ein Geschenk von Luisens Vater. Neben ihrer Tochter war das der zweite wichtige Schatz, den sie hatte.

Plötzlich hörte sie den Kutscher fluchen. Die Kutsche wurde langsamer und die Pferde wurden mit einem harten Ruck zum Stillstand gebracht.

»Warum halten wir?«, rief die Gräfin wütend. Luise war aufgewacht und rieb sich verschlafene Augen. Sie setzte sich auf und ihre Mutter öffnete die Tür des Gefährts.

»Hier liegt ein Baumstamm auf der Straße«, antwortete der Kutscher und stieg von seinem Bock. »Bleiben Sie bitte in der Kutsche.« Er nahm eine der mitgeführten Laternen und ging zu dem Hindernis.

»Wie kann ein Baum einfach so auf die Straße fallen?«, wunderte er sich.

Charlotte hörte nicht auf den Rat des Kutschers, stieg aus und sah sich um. Der Mond erhellte die Umgebung etwas und spiegelte sich auf einer Wasseroberfläche wider. Sie waren am Schwielowsee angekommen.

Der Kutscher versuchte, den Baumstamm von der Straße zu schieben, doch der war zu schwer. Charlotte beobachtete das Ganze und auch sie stellte sich die Frage, warum es dieses Hindernis hier gab. Und dann kam ihr die Erkenntnis.

»Luise!«, rief sie erschrocken, drehte sich zur offenen Tür der Kutsche um und hielt ihrer Tochter die Hand hin.

»Komm, wir müssen gehen! Nimm deine Mütze mit!«

»Aber dunkel«, antwortete das Mädchen und sah sich ängstlich um.

»Ich passe auf dich auf«, sagte Charlotte rasch, griff sich das Kind und holte es aus der Kutsche.

Luise grapschte schnell nach ihrer Mütze. Sie verstand nicht, was gerade passierte.

Charlotte bemerkte die Angst ihrer Tochter wohl. Auch ihr saß der Schrecken tief in den Knochen, aber sie durfte sich nichts anmerken lassen. Sie stellte ihre Tochter auf den Boden, setzte ihr die Mütze auf und versteckte die langen Haare darunter.

Dann sah sie sich suchend um. Den Baum mussten ihre Verfolger gefällt haben. Aber woher wussten die, welche Straßen sie nehmen würde? Sie mussten weg, sofort!

Schnell nahm sich Charlotte die zweite Laterne, ignorierte den fragenden Blick des Kutschers und rannte in Richtung Wald. Sie betete stumm zum Herrgott, er möge ihre Flucht gelingen lassen. Doch sie kam nicht weit. Zwischen den Bäumen lagen undurchdringlich und angsteinflößend die Schatten. Überdeutlich konnte sie die wenigen Geräusche des Waldes hören. Dort ein Knacken im Geäst, hier der Ruf eines Waldkauzes. Am Tage kaum wahrnehmbar waren die Geräusche jetzt, bei Nacht, übernatürlich laut. Charlotte blieb vor den Schatten stehen, als wäre urplötzlich eine Wand vor ihr

emporgewachsen. Dort war etwas. Nein, da war jemand! Deutlich konnte sie jemanden atmen hören und in ihre Nase drang ein Geruch, der nicht in einen Wald gehörte – Alkohol.

Sie wich einen Schritt zurück, doch es war zu spät. Aus der Dunkelheit lösten sich drei Gestalten – und sie waren bewaffnet. Der Mondschein brachte die Klinge eines Messers zum Aufblitzen.

Langsam ging Charlotte rückwärts.

»Was wollen Sie?«, fragte sie den Mann mit dem Messer. »Sie ist doch noch ein Kind und kann nichts für ihre Herkunft.« Schützend stellte sie sich vor ihre Tochter. Luise hielt sich am Rock ihrer Mutter fest und begann, zu weinen.

»Nicht jedem gefällt, dass es dieses Mädchen gibt«, antwortete der Mann leise. »Und mir gefällt es außerdem nicht, dass es dich gibt.« Seine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern, aber dafür schwang Eiseskälte darin mit. Eine Alkoholfahne wehte Charlotte entgegen.

Diese Stimme! Sie kannte sie nur zu gut. Und als der Mann in den Mondschein trat, erkannte sie auch sein Gesicht.

»Du? Warum tust du das? Du hast doch gar nichts mit Luise zu tun, Ludwig!«

»Doch, das habe ich. Aber vor allem du bist es, die bestraft werden muss«, erklärte der Mann. »Du bist eine Schande für unsere Familie, hast uns von Hohenwalds zum Gespött der Leute gemacht. Diesen schwarzen Fleck werde ich nun endgültig tilgen, Charlotte.«

Mit diesen Worten stürzte er sich auf die Gräfin. Charlotte schrie auf, zog das geladene Terzerol aus ihrem Beutel und schoss damit auf Ludwig. Der Schuss brach im Wald, aber er richtete keinen Schaden an. Die Gräfin

zitterte so stark, dass sie ihren Bruder knapp verfehlte. Dieser blieb überrascht stehen. Mit einer Pistole hatte er nicht gerechnet.

Charlotte warf das Terzerol zu Boden und zog ihre zweite Waffe, die sie unter dem Umhang trug. Ludwig überwand seine Starre und drang auf Charlotte ein. Mit dem Dolch parierte sie seinen Angriff. Aber das war schwierig mit ihrem Kind hinter sich. Immer darauf bedacht, zwischen Luise und dem Angreifer zu stehen, kämpfte sie mit ihrer kleinen Waffe. Sie war eine gute Fechterin und konnte sich mehrmals geschickt aus der Reichweite des Angreifers retten.

Ludwig fluchte unterdrückt. Er kannte Charlotte gut und wusste um ihre Fähigkeiten. Einen Schnitt an der rechten Wange hatte er schon in Kauf nehmen müssen, aber auch die Gräfin blutete aus einigen kleinen Schnittwunden. Nur das Mädchen war bisher unversehrt geblieben. Charlotte kämpfte in der Tat wie eine Löwin um ihr Kind, aber sie verlor den Kampf.

Ludwig schaffte es, sie zu entwaffnen und setzte zu einem tödlichen Hieb an, als ihn plötzlich etwas am Kopf traf. Ächzend ging er zu Boden und schützte instinktiv sein Gesicht. Fäuste prasselten auf ihn nieder, trafen ihn an der Stirn, den Armen und in den Bauch.

»Laufen Sie!«, hörte sie eine bekannte Stimme. Charlotte sah verwundert, wie der Kutscher auf den Angreifer einschlug. »So renn'se doch weg, Gnädigste«, schrie er erneut.

Doch bevor die Gräfin darauf reagieren konnte, erschien ein zweiter Angreifer, packte den Kutscher und riss ihn von seinem Opfer herunter. Mit einem Fausthieb wurde er zu Boden geschickt und blieb blutend liegen.

Ludwig erhob sich, nahm sein Messer und kniete sich zum Kutscher.

»Deine Loyalität ehrt dich«, sagte er leise und lächelte böse. Seine Zähne waren blutverschmiert. »Aber diese Loyalität kostet dich heute das Leben.« Er stach zu und traf den Bauch, sodass der Kutscher sich krümmte. Dessen Blick glitt zu Charlotte und ein verzeihender Ausdruck erschien auf seinem Gesicht. *Wir wären selbst in Hobenwald nicht sicher gewesen*, dachte er. Dann brachen seine Augen und es wurde dunkel um ihn.

»Jetzt bist du dran«, versprach Ludwig und ging auf Charlotte zu.

Die löste den Blick von ihrem toten Kutscher. Sie hatte ihn ihr ganzes Leben gekannt. Überall hin war er ihr gefolgt, hatte sie zuverlässig an jedes Ziel gebracht. Und nun war er tot. Ihretwegen!

Sie wartete auf den Angriff, aber es passierte nichts. Warum nicht? Worauf wartete Ludwig? Dann riss sie die Augen auf. Er wartete nicht auf etwas, sondern auf jemanden!

Plötzlich hörte sie ein Geräusch hinter sich, wirbelte herum und sah in die Augen eines unbekanntes Mannes. *Ach ja, da war noch jemand ...*

Der Mann stach nach ihr. Sie schaffte es im letzten Moment, sich fallen zu lassen, drehte sich in der Luft und fiel auf die Seite. Das Messer durchdrang ihre Kleidung und hinterließ eine tiefe Schnittwunde an ihrem Arm. Der Aufprall auf dem Boden war hart. Luise sprang zur Seite und begann zu schreien.

»Mama! Mama!«, rief sie immer wieder, dicke Tränen rollten an ihrem geröteten Gesicht herab.

Ludwig trat in Charlottes Sichtfeld. »Nun liegst du am Boden, wie es sich gehört. Du wirst mir nicht mehr im Weg stehen, du Miststück!«

Er ging in die Knie, hob sein Messer und rammte es ihr in den Unterleib. Charlotte riss die Augen weit auf. Wie konnte er nur zu einer solchen Tat fähig sein? Er war doch ihr Bruder. Sie hatten noch nie ein gutes Verhältnis zueinander gehabt und seit der Geburt ihrer Tochter hasste Ludwig sie. Doch das war kein Grund für einen Mord an der eigenen Schwester.

»Verschone Luise«, flehte sie ihren Bruder an. »Sie ist doch unschuldig.«

»Bereits mit ihrer Geburt hat sie sich schuldig gemacht«, widersprach Ludwig, erhob sich und ging mit dem Messer auf seine Nichte zu.